Morgen-Ausgabe
No. 341. — 57. Jahrgang.

Berliner Volks-Zeitung

Beiblatt
Sonnabend, 24. Juli 1909

Von Kladow nach Wildpark.

[Nachdruck verboten.]

Das Wald- und Seengebiet der Havel nördlich von Potsdam bietet auch dem, der es schon kennt, immer neue Reize, zumal, wenn er es einmal von einer Seite aus aufgreift, die ihm und vielen neu ist. Wer Kladow am rechten Havelufer zum Ausgangspunkt wählt, eröffnet zum Beispiel die Tour mit einem genußreichen Dampferfahrt über den schönen Wannsee.

Wir richten uns mit unserer Fahrt nach Wannsee (vom Wannseebahnhof oder über die Stadtbahn) so ein, daß wir den morgens 8 Uhr 40 Minuten abgehenden direkten Sterndampfer nach Kladow erreichen. Die Wasserfahrt ist köstlich; links die Villen von Wannsee, rechts das waldige Ufer des Grunewaldes bei Beelitzhof mit dem Freibad, in dem es schon lustig hergeht; vor uns das weite Becken des Wannsees, gerade aus die weißen, terrassenartig gestuffelten Häuser von Kladow. Wenn wir auf die Havel hinauskommen, taucht rechts, hinter dem schönen Lindwerder, der schlanke, freistehende Kaiser Wilhelmturm auf; von links grüßen die Plaueninsel und das Kirchlein von Nikolskoe, aus weiter Ferne die Türme des Pfingstberges herüber, ein herrliches Panorama!

Dann legt das Schiff in Kladow an; wir gehen einige Schritte rechts, dann links hinauf zum Kirchplatz mit dem malerischen alten Kirchlein, das sich ganz hinter dicken Linden und Kastanien versteckt. Nun links die Chaussee durch das stattliche Dorf; an seinem Südausgange geht halbrechts der Weg nach Cramptnitz ab, erst an Gärtnereien vorbei, dann durch schönen Wald. Nach einer halben Stunde überschreiten wir, hinter der Sprengkapselfabrik und der Groß-Glienicker Ziegelei, die Senkung und den Verbindungsgraben zwischen Gatzowsee (links) und Groß-Glienicker See (rechts). Halblinks (immer den Wegweisern „Cramptnitz“ folgen!) führt unser Weg weiter durch immer schöner werdenden Wald und hügeliges Gelände in einer knappen Stunde zum Osteingang des malerischen Dorfes Cramptnitz, hinter dem sich der Lange Berg erhebt. Wir machen einen Gang durchs Dorf bis zur Chaussee und kehren dann zum Ausgang zurück, um südlich dem Wegweiser „Römerschanze“ nachzugehen. Bald gewinnen wir das Ufer des schönen, waldumrahmten Lehnitzsees, um den wir in beschaulicher Ruhe herumwandern; in einer halben Stunde haben wir den imposanten, von alten Eichen bestandenen altgermanischen Ringwall erreicht, denn ein solcher ist die „Römerschanze“ (verdorben aus Röwer-, Räuberschanze). Wir steigen hinauf und wandern auf dem Walle westwärts bis zu einer Knüppelbank, auf der wir ausruhen. Tief unter uns liegt der glänzende Spiegel des Lehnitzsees, über den schlanke Skuller und flinke Mudelbickes sitzen, zum Frühstückspicknick am waldigen Ufer. Wir bewundern die Männer, die in grauer Vorzeit diesen, ein festes Verteidigungswerk darstellenden Wall geschichtet haben und deren Spuren jetzt ausgegraben werden. Das Ausgrabungsgebiet darf natürlich nicht betreten werden. Nun weiter und hinab zum Ufer und zur Ueberfahrt nach Nedlitz, in dessen gastlichen Wirtschaften (Parkrestaurant und Römerschanze) wir uns für den zweiten Teil der Wanderung stärken können.

Dieser führt uns über die Chaussee in westlicher Richtung in 15 Minuten durch das am Weitzen See abseits gelegene alte Dorf Nedlitz und weiter mit einer Wendung halblinks in 35 bis 40 Minuten nach Bornim. Hinter der Kirche steigen wir steil zum Pannenberg (südlich) hinauf, der eine schöne Aussicht, namentlich auf die Waldungen des Wildparks bietet. Beim Hinabsteigen suchen wir rechts am düsteren Teich vorbei die Straße nach Eiche zwischen dem großen (r.) und kleinen (l.) Herzberg zu gewinnen (30 Minuten); kurz vor dem Dorfe rechts über den Ehrenpfortenberg gelangen wir in das Dorf hinein, das einst Herrn Nietz, dem offiziellen Ehemann der Maitresse Friedrich Wilhelms II., Wilhelmine Encke vermählten Nietz, „erhobenen“ Gräfin Lichtenau, ob seiner „Verdienste um den Staat“ gehörte. Die Kirche stammt aus dem Jahre 1770 und ist vor etwa zwanzig Jahren umgebaut worden. Am Westende von Eiche führt links (Wegweiser) ein Dammweg durch die Wiesenniederung und über die Potsdamer Bahn nach Restaurant Kuhfort an der Chaussee Wildpark—Werder. Eine kleine Strecke hinter Kuhfort, da, wo die Chaussee ein scharfes Knie macht, betreten wir durch das stattliche „Nordtor“ mit Försterwohnung den Wildpark, durch den uns der „Fußsteig nach Werder“, in unserem Falle von Werder östlich, in 35 Minuten, zum Sanssouciter führt; durch dieses gelangen wir in wenigen Minuten zum neuen Bahnhof Wildpark, von dem wir mit dem Vorortzuge nach dem Potsdamer Hauptbahnhof zurückkehren. Wer auf die Stadtbahn oder die Wannseebahn will, muß in Potsdam umsteigen.

C. S.

Aus Meneliks Reich.

Von [Nachdruck verboten.]
Professor Dr. Karl Dove.

Nachrichten, die kürzlich nach Europa gelangt sind und Ungünstiges über das Befinden König Meneliks von Abessinien melden, lenken wieder einmal die Blicke auf das wunderbare „Alpenland“ in der afrikanischen Tropenzone. Ist es doch der einzige von allen Staaten des Weltteils, der seit den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung sich zugleich mit seiner politischen Selbständigkeit ein allerdings ganz in Aeußerlichkeiten aufgehendes Christentum zu wahren gewußt hat. Merkwürdig auch für den den Ursprungen der Kultur nachspürenden Forscher, weil das herrschende Volk des Hochlandes nicht afrikanischen Ursprunges ist, sondern in früher Vorzeit von den Hochgebieten Südarabiens aus in seine jetzige Heimat eindrang. Selten endlich zeigt sich so deutlich der Zusammenhang zwischen dem Boden und der geschichtlichen und kulturellen Entwickelung wie in Abessinien, und ebenso selten nur bieten sich dem Blick so auffallende Gegensätze innerhalb der belebten und unbelebten Natur, wie in diesem Lande und seiner unmittelbaren Nachbarschaft.

Der Reisende, der an den nackten Felsinseln im Süden des Roten Meeres vorüberfährt, und der in der schwülen Glut, die diese Gegenden so unerträglich macht, sich kaum zu bewegen vermag, ohne das Gefühl größten Unbehagens zu empfinden, ahnt in den meisten Fällen nicht, daß wenige hundert Kilometer westwärts von seinem Wege ein Land von der Größe Deutschlands sich ausbreitet, dessen Klima zu dem schönsten der Welt gerechnet werden muß, und daß in seinen höheren Regionen weit eher an die Alpenländer Europas erinnert, als an die Zone, aus der seine Hochländer, riesenhaften Festungen vergleichbar, emporsteigen. Dies Unvermittelte, Gegensätzliche tritt uns in nächster Nähe des Meeres sogar am stärksten entgegen. Wie eine Mauer erhebt sich der Ostrand des äthiopischen Reiches aus den glühenden Ebenen, der heißesten Landschaft der Erde, zu einem Randwalle, der etwa die Höhe der Zugspitze erreicht. Im Westen ist der Abfall zwar immer noch bedeutend, aber viel weniger steil als im Osten. Aber dort umzieht ein breiter, menschenleerer Gürtel feuchtheißer Tropenwälder die Gehänge des Hochgebirges und bildet seinerseits ebenfalls eine trennende Zone gegen die von den Halbnomaden der sudanischen Steppen durchstreiften Flachländer am Blauen Nil.

War Abessinien durch die Bergwälle im Osten und die ungesunde und fast unbewohnte Zone der „Quollo“ im Westen von jeher gegen friedliche wie gegen kriegerische Einflüsse in einem Grade geschützt, wie es höchstens durch die beispiellose Abgeschlossenheit einiger innerasiatischer Gegenden übertroffen wird, so wiederholt die Natur im Inneren des Landes das gleiche und mit dem gleichen Erfolge. Ganze Länder erheben sich steil aus den tiefen und breiten Tälern der größeren Flüsse; und um von dem alten Königreich Amhara in das Heimatland Meneliks, nach Schoa zu gelangen, muß der Wanderer, der den westlichen Weg wählt, zuvor das tief im Grunde der Gebirgsmassen dahinziehende Tal des Blauen Nil durchziehen, um jenseits wieder an den Abhängen des südlichen Hochlandes mehr als 1000 Meter hoch emporzuklimmen. Und was von den größeren Landschaften, das gilt auch von zahlreichen kleineren und kleinsten Gebieten. Wie uneinnehmbare Felsburgen steigen sie aus dem umliegenden Lande auf, und wie ihnen die Formen unserer europäischen Alpen zumeist fehlen, so sucht man vergebens nach jenen breiten Tälern, die bis in die unmittelbare Nähe unserer Schweizer und Tiroler Pässe heranziehen. Völker und Stämme trennend wirkt der Bau Abessiniens, und immer wieder begegnet uns diese Eigenart des Landes in den Wirrnissen seiner Geschichte. Gegenüber diesem auffallenden Zuge in dem Bilde des großen Gebiets ist ihm ein anderer zum Segen geworden. Besser gesagt, mag ihm zum Segen werden, wenn das Land den Einflüssen der neuzeitlichen Kultur einmal voll erschlossen sein wird. Bei aller Unzugänglichkeit der einzelnen Gebiete gleichen sie sich durchweg in einer anderen Beziehung. Ungefähr in 1800 Metern Seehöhe verschwindet die Tropennatur und wir betreten die eigentliche Kulturzone, die „Woina-Dega“ oder die Weinzone, so genannt in der Erinnerung an vergangene Zeiten, in der noch Weinbau in diesem Lande getrieben wurde. Ueber dieser Grenze, die etwa der Nigihöhe entspricht, liegt aber mit Ausnahme der tiefen und zumeist engen Flußtäler fast das ganze Land. Noch 7- bis 800 Meter höher, und der ununterbrochene milde Frühling, der in der Mittelzone herrscht, tritt gegen die kühlere Temperatur der Alpenzone zurück, aus deren grünen Matten und Wiesen und auch in der Trockenzeit stärker bewölkten Hochflächen dann die schroffen Wände der höchsten Gipfel gen Himmel ragen, stellenweise wie in dem herrlichen Hochgebiet von Semien den größten Teil des Jahres hindurch in Schnee gehüllt, obwohl die meisten nur wenig über 4000 Meter erreichen. Erinnern die grasbestandenen Flächen der Hochregion mit ihren Viehherden in hohem Grade an das in den Hochalpen herrschende Leben, so das Mittelland mit seinen immergrünen Pflanzen, mit seiner Feldkultur und den ihm eigenen Gewächsen an Südeuropa, freilich ohne dessen kühlere Winter und heißere Sommer zu kennen. Höchstens eine dem Lande eigene Banane gibt einzelnen Flächen einen tropischen Anstrich. Leider sind infolge der zerstörenden Tätigkeit des Menschen die ehedem viel ausgedehnteren Wälder des Hochlandes stark zurückgedrängt, und der größere Baumwuchs beschränkt sich vielfach auf die kleinen Juniperushaine in der Nähe der Kirchen.

Das Land, das infolge seiner Höhe außer von Norden auch eine vollkommen ausreichende Bewässerung empfängt, könnte eines der reichsten der Welt sein, wenn es, wie gesagt, erst den Kultureinflüssen Europas voll erschlossen sein wird. Vorläufig sind erst ganz geringe Anfänge vorhanden, aber es sind immerhin Anfänge und schon als solche wertvoll. Und gerade um ihrer Weiterbildung willen wäre es höchst bedauerlich, wenn Negus Menelik schon jetzt, im fünfundsechzigsten Jahre seines Lebens, das Zeitliche segnen sollte. Seine Regierungszeit war für das solange von inneren Kämpfen zerrissene Land immerhin von manchen guten Folgen begleitet, und zudem war sie nach Innen wie nach Außen reich an Erfolgen. Er ist der glücklichste der drei Herrscher gewesen, die im Laufe der letzten Menschenalter dem stolzen Titel eines Kaisers von Aethiopien neuen Glanz zu verleihen suchten. Nachdem er einmal die Rolle eines europäischen Wesen geneigten Fürsten übernommen hatte, ist er ihr bis zum heutigen Tage auch treu geblieben.

Man braucht nur um ein knappes Halbjahrhundert zurückzugehen, um zu begreifen, was dies Lob heißen will. Damals herrschte jener Mann über die „afrikanische Schweiz“, der nach längeren Wirren die Zügel an sich gerissen und sich die Würde des Negus Negesti (König der Könige) erstritten hatte, Theodor II. Auch seine ersten Taten umkleideten ihn mit dem Ruhmesscheine des Reformators. Aber es blieb bei den Anfängen, und derselbe Mann, der anfangs mit den Europäern geliebäugelt hatte, kehrte nur zu bald seine innerste, tyrannische Natur hervor. Eine düstere Tragik umgibt seinen Sturz, als er, von den Engländern in seiner Felsenfestung Magdala eingeschlossen, seinem Leben durch einen Pistolenschuß eigenhändig ein Ende machte. Auch der Nachfolger dieses in seinen Anlagen unzweifelhaft bedeutenden Mannes, der nach neuen Kämpfen im Jahre 1872 zum Negus gekrönte Johannes, war nicht dauernd vom Glücke begünstigt. Zwar war er gegen die ägyptischen Truppen siegreich, aber nach einer Reihe von Jahren begann jene wilde Zeit, in der die fanatisierten Horden des neuen Heiligen in den Steppen am oberen Nil alles vernichteten, was europäischer Geist im Verein mit der Tatkraft ägyptischer Vizekönige geschaffen hatte. Auch an die Ufer der riesenhaften, aus den endlosen Steppen des Sudan aufragenden Felseninsel begann jene Tod und Verderben bringende Woge zu branden. Der Negus, obwohl durch die Italiener bedroht, warf sich ihr schon damals entgegen und fand in den Kämpfen mit den Mahdisten im Jahre 1889 seinen Tod. In aller Gedächtnis ist endlich das Jahr 1896, in dem Menelik, der noch in demselben Jahre die Herrscherwürde über ganz Abessinien erhielt, nach vorangegangenen kleineren Kämpfen den Italienern die furchtbare Niederlage von Adua beibrachte, bei der das von Baratieri geführte Heer ein vierteltausend Offiziere und fast achttausend Mann verlor. Mit diesem Siege war die Unabhängigkeit Abessiniens erstritten, und es begann die längste Zeit der Ruhe, deren sich das Land im Laufe der letzten Menschenalter erfreut hat. Zugleich setzte die kluge Reformpolitik des Herrschers kräftiger ein als zuvor, aber leider hat sie nicht auch schon die inneren Schäden zu verringern vermocht, an denen Abessinien seit Jahrhunderten krankt. Zwar eine Eisenbahn führt bereits von Djibuti in die östliche Provinz von Harar, und weitere Linien werden geplant. 800 Kilometer lang durchzieht der telegraphische Draht das Alpenland, und sogar einige Telephonlinien sind bereits vorhanden. Das Heer, das mit den Truppen der Tributärstaaten im Kriegsfalle auf 200,000 Mann gebracht werden kann, ist mit modernen Gewehren und mit guten Geschützen neuer Konstruktion versehen. In mancher Richtung sind die äußerlichen Fortschritte unverkennbar. Aber immer noch gewinnt der Landmann nach der veralteten Weise längst vergangener Jahrhunderte dem reichen Boden etwas Getreide und einige andere Nährfrüchte ab, die für die Ausfuhr keinerlei Bedeutung haben. Und dabei könnte Abessinien, dessen Provinz Kaffa schon in ihrem Namen erkennen läßt, daß es eines der Heimatländer der edlen Pflanze ist, eine Fülle guter Dinge zur Ausfuhr bringen. Trotz seines natürlichen Reichtums, trotz einer Bevölkerung von acht Millionen Seelen besaß seine Ausfuhr im Jahre 1905 erst einen Wert von 13,500,000 Mark, der eine Einfuhr von nicht mehr als 11,300,000 Mark gegenüberstand.

Wie aber soll auch ein Gebiet, in dem ständige Kriege der Machthaber unter sich und mit ihren aufständischen Vasallen zum dauernden Rückgang der Bevölkerung beitrugen wirtschaftlich gedeihen? Schützt die Natur hier das ganze Hochland gegen Bedrohung von außen, so sichert sie nicht minder lange währenden Bestand dem Unwesen großer und kleiner Feudalherren, denen ihre Selbständigkeit alles, das Wohl des Ganzen nichts bedeutet. Die Städte, deren Entwickelung sich ohnehin manches Hindernis bot, haben dadurch immer mehr von jener Bedeutung verloren, die sie wenigstens zum Teil noch im achtzehnten Jahrhundert besaßen. Einzig die jetzige Hauptstadt Adis Abeba nimmt mit ihren 50,000 ständigen Bewohnern den Rang einer Mittelstadt ein. Die anderen, im alten Reiche des Negus gelegenen Orte sind verkommen und vielfach zu Dörfern herabgesunken. Selbst die ehemalige Hauptstadt Gondar, in der heute noch die Mauern des einst unter portugiesischer Leitung erbauten Königsschlosses dem Besucher anmuten wie ein Bild aus dem Süden Europas, dürfte kaum mehr als 5000 Einwohner ihr eigen nennen.

Fehlt schon dem ganzen Volke jenes Maß äußerer Bildung, ohne das wahrer Fortschritt undenkbar ist, und das nur in jahrzehntelanger Arbeit erworben wird, so steht es noch schlimmer mit den geistigen Mächten, die den hauptsächlichen Einfluß auf die Bevölkerung ausüben. Während Mohammedanismus und Heidentum, dieses noch unter dem kamitischen Galla, gegenüber der Bedeutung der christlichen Kirche in Abessinien ganz in den Hintergrund treten, hat diese selbst längst aufgehört, eine sittliche Größe zu heißen. In sehr losem, rein äußerlichem Zusammenhange mit der koptischen Mutterkirche in Aegypten, die ihr ihren Patriarchen, den Abuna, bestellt, ist sie in einem Wust von Formen und Aeußerlichkeiten völlig erstarrt. Merkwürdige Speise- und Reinigungsgesetze erinnern an das alte Testament, ebenso die Feier des Sabbats neben dem Sonntage; eine Unzahl von Feiertagen und zahlreiche Fasten wieder an die katholische Kirche im Süden Europas. Nicht minder unliebsam macht sich ein Heer gänzlich ungebildeter Ordensleute in dem wissenschaftlich ohnedies heruntergekommenen Lande bemerkbar. Ja, selbst die Vielweiberei ist in neuerer Zeit auch den Christen gesetzlich gestattet gewesen.

Die Roheit des Volkes, die sich in wilden Gelagen und in mancher grausamen Sitte nur zu deutlich offenbart — so wurden bis vor kurzem die Kriegsgefangenen durchweg entmannt — konnte von einer so ganz nur noch dem Namen nach christlichen Kirche keinerlei Einhalt getan werden. Nur die Macht eines klugen und weitblickenden Herrschers hat die ärgsten Mißbräuche zu Zeiten einzudämmen vermocht. In dieser Beziehung trägt das abessinische Reich einen echt afrikanischen Zug zur Schau. Mit dem Tode des jeweiligen Machthabers fallen die Schranken, welche üble Gewohnheit und Leidenschaft zu seinen Lebzeiten bis zu einem gewissen Grade zu zügeln vermochten. Und auch in dem Gedanken an das, was dem Lande bei dem möglicherweise bald eintretenden Tode des jetzigen Herrschers und bei der Jugend seines Thronfolgers bevorsteht, kann man die Nachricht von Meneliks Erkrankung nur aufrichtig bedauern. Mögen selbst schwere Unruhen, was keineswegs sicher ist, nach diesem Ereignis dem Lande erspart bleiben, das damit verbundene Ende des Einflusses einer wirklichen Persönlichkeit wird sich gleichwohl in einer erneuten Verzögerung jeglicher Vorwärtsbewegung auf kulturellem Gebiet zeigen. Und das ist um so mehr zu bedauern, als damit zugleich die Achtung schwinden wird, deren sich Negus Menelik auch bei den ihn eifersüchtig beobachtenden europäischen Nachbarn seines Reiches zu erfreuen hat.

Markthallenwanderung.

[Nachdruck verboten.]

Die Fleischpreise stehen durchweg noch auf der Höhe der vorigen Woche, besonders das Schweinefleisch ist noch mit dem sehr hohen Preise von 64—74 Mark für fünfzig Kilogramm notiert. Infolgedessen ist auch in dieser Woche der Verkauf auf dem Wildmarkte reger, hier ist der Preis für Damwild durchschnittlich etwas gesunken 50—55 Pfennige pro Pfund gegen 60—65 Pfennige in der vergangenen Woche. Die Auswahl an diesem Wild ist aber nicht sehr groß, die beliebten Blatt- und Keulenstücke von jungen Spießern sind noch rar und ziemlich teuer, meistens wird daher Rehblatt gekauft, daß sich durch Zusatz von Zitrone bei der Bereitung oder durch Liegenlassen in Buttermilch wie Hirsch schmeckend zubereiten läßt. Kaninchen finden nur viele Liebhaber, ihre beste Zeit kommt erst gegen den Herbst. Immerhin sind sie als billigere Abwechselung im all den teueren Fleischwaren nicht unwillkommen.

Den Geflügelmarkt begreift die Gans, die durchschnittlich mit zwei bis vier Mark das Stück notiert ist, natürlich schwanken die Preise nach Qualität und Größe. Junge Hamburger Gänse, die meisten auf dem Markt vorhandenen von diesem geschätzten Federvieh, stammen aus der Hansastadt und aus hiesiger Gegend; sie kosten 55 bis 60 Pfennige per Pfund. Außerdem werden junge Hähner gern gekauft, die von 80 Pfennigen ab im Detailverkauf zu haben sind. Wildgeflügel wird nicht so rege gefordert wie zahmes, was wohl auch daher rührt, daß die eigentliche Saison dafür noch nicht gekommen ist. Für Wildenten zum Beispiel setzt der Hauptsang, der in sehr großem Maße unter anderm auf den nordfriesischen Inseln und bei Memprechtshöfen in Baden betrieben wird, wo eine hochinteressante Einrichtung dafür getroffen ist, erst August und September ein und zieht sich in den Winter hinein, bis die Entenweiber zufrieren. Kricknten gehen besser ab, sie kosten 50 bis 80 Pfennig das Stück.

Ein Gang über den Fischmarkt

bietet, was die Preise anbelangt, für eine sparsame Hausfrau ebenfalls wenig Erfreuliches. Die Süßfische sind recht teuer, dafür ist guter Seefisch wohlfeiler zu haben. Dieser ist aber im großen und ganzen noch wenig einwohnert. Er ist, wenn er richtig zubereitet wird, außerordentlich wohlschmeckend und nahrhaft, zudem bekömmlich und wegen des Fehlens der kleinen Gräten sehr angenehm zu essen. Der unangenehme Geruch verschwindet bei der Zubereitung völlig. Im letzten Winter und Frühling sind in Berlin Kurse abgehalten worden, in denen die sachgemäße Zubereitung solcher Seefische gezeigt wurde, ebenso erhält man in den Seefischhandlungen gratis kleine Rezeptbücher. Alle diese Fische gewinnen bedeutend an Wohlgeschmack, wenn man den Fischfud einige Zeit mit Gewürzen, wie Zitrone, Lorbeeren, kochen läßt, ehe man den Fisch hineintut, den man nur einmal aufwellen und dann ziehen läßt. Eine Gemüsebeigabe verhallhornt diese nahrhafte und billige Mahlzeit und läßt auch nicht